media/rep/

Repositorium für die Medienwissenschaft

Anne-Kathrin Reulecke

Die Emergenz von Wissen und das Plagiat in Goethes wissenschaftstheoretischen Schriften

2013

https://doi.org/10.25969/mediarep/18519

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Reulecke, Anne-Kathrin: Die Emergenz von Wissen und das Plagiat in Goethes wissenschaftstheoretischen Schriften. In: *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*. Medienanthropologie, Jg. 4 (2013), Nr. 1, S. 43–58. DOI: https://doi.org/10.25969/mediarep/18519.

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/

Terms of use:
This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - Share Alike 3.0/ License. For more information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/

DFG Deutsche Forschungsgemeinschaft

Philipps Universität Marburg

Die Emergenz von Wissen und das Plagiat in Goethes wissenschaftstheoretischen Schriften

Anne-Kathrin Reulecke

»Die sämmtlichen Narrheiten von Prä- und Postoccupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen ohne daß einer dem andern abborgt.«[1]

Die wissenschaftstheoretischen Schriften, die Johann Wolfgang von Goethes eigentliche naturwissenschaftliche Forschungsprojekte zur Geologie, Morphologie oder Farbenlehre begleiten, kreisen um zwei große Komplexe. Zum einen geht es in ihnen um die grundlegende epistemologische Frage, wie Wissen entsteht und unter welchen Voraussetzungen Forscher aus Beobachtungen der Naturphänomene allgemeingültige Erkenntnisse gewinnen können. Zum anderen wird erörtert, in welchem Verhältnis der einzelne Forscher, der neue Erkenntnisse erlangt, zu der wissenschaftlichen Gemeinschaft steht, die ihn umgibt: inwieweit er also von ihr beeinflusst ist oder sich gar gegen sie behaupten muss. Anders als die aktuellen Diskussionen um wissenschaftliche Plagiate und Fälschungen, die das Problem häufig personalisieren und skandalisieren,[2] gehen Goethes Aufsätze – *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* (1793) und *Meteore des literarischen Himmels* (1820) – eher besonnen, weil analytisch vor. Zeigen sie doch, dass die enge Koppelung von Wissen an ein einziges Subjekt weniger der wissenschaftlichen Praxis entspricht, als vielmehr das Ergebnis einer spezifischen Zuschreibungs- und Gratifikationskultur ist. Zeigen sie doch auch, dass die unrechtmäßige Anmaßung von Autorschaft – sosehr sie mit Goethe zu kritisieren ist – auch eine Konsequenz des Prioritätsgebots der modernen Wissenschaftskultur darstellt, die sich seit dem 17./18. Jahrhundert etabliert hat.

1 Johann Wolfgang von Goethe: Brief an Carl Friedrich Zelter v. 7. 11. 1816, in: Goethes Werke, hrsg. im Auftr. der Großherzogin Sophie von Sachsen (= WA). Abt. 4: Goethes Briefe, Bd. 27. Unveränd. Nachdr. der Ausg. v. 1893, Weimar 1999, S. 220.

2 Vgl. zu Umgangsweisen, die Plagiate und Fälschungen als erkenntnisbringende Symptome lesen, Anne-Kathrin Reulecke: Einleitung, in: dies. (Hg.): Fälschungen. Zu Autorschaft und Beweis in Wissenschaften und Künsten, Frankfurt/M. 2006, S. 7–43.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

1. Wissensgewinn

Bereits in dem frühen wissenssoziologischen Aufsatz *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* (1793)[3] beschäftigte Goethe sich explizit mit der Generierung von Wissen und dem hohen Anspruch der Objektivität. Er stellt fest, dass der Forscher, der einen unvoreingenommenen Standpunkt gegenüber den Naturgegenständen einnimmt, sich weit von der alltäglichen Wahrnehmungsweise entfernen muss, die stets von individuellen Neigungen, von »Gefallen und Missfallen«, geleitet ist, und dass er dabei eine geradezu ›übermenschliche‹ Perspektive einnimmt. Müssen doch Naturforscher »als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen was ist und nicht was behagt«.[4] Auch wenn Goethe sieht, wie schwer es ist, diese abstinente Haltung einzunehmen, so besteht er doch auf deren Notwendigkeit. Denn am anderen Ende der Skala steht der voreingenommene und unlauter handelnde Wissenschaftler, der allein seinen Vorlieben folgt und nur diejenigen Ergebnisse seiner Versuche akzeptiert, die seine präferierte Theorie auch bestätigen:

»Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen, daß er gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln, daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und bei Seite zubringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.«[5]

Um einen solchen willkürlichen ›Absolutismus‹ des Forschers und die damit verbundene Gefahr der Verfälschung oder gar Fälschung, aber auch um jeden anderen weit weniger mutwilligen Versuch eines »vorschnellen Übergang[s] von der Erfahrung zum Urteil« zu vermeiden, plädiert Goethe für die strikte Trennung von Beobachtung und Thesenbildung.[6] Der Kern seiner streng objektgebundenen Methode besteht in der »Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches«.[7]

3 Johann Wolfgang Goethe: Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt (1793), in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, Münchner Ausgabe, hrsg. v. Karl Richter u. a. (= MA). Bd. 12: Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden, hrsg. v. Hans J. Becker u. a., München 1989, S. 684–693.

4 Ebd., S. 684.

5 Ebd., S. 689.

6 Ebd., S. 688.

7 Ebd., S. 691.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Gemeint ist damit nicht nur, dass der Wissenschaftler den einzelnen Versuch mehrfach wiederholt, sondern ihn auch möglichst gegenstandsnah und extensiv beschreibt, um dann die Ergebnisse aufs sorgfältigste »durchzuarbeiten« – bevor er schließlich »Erfahrungen der höheren Art« ausbildet,[8] also allgemeingültige Lehrsätze formuliert.

Passend zur Bescheidung des Subjektiven und des Subjekts im Versuch erörtert Goethe das Verhältnis des Einzelnen zum wissenschaftlichen Kollektiv. Er berichtet davon, dass während seiner Studien zur Farbenlehre seine Gesprächspartner – oftmals, wie er betont, sogar wissenschaftlich ungebildete Menschen – Phänomene am Licht oder der Farbe bemerkt hätten, die ihm selbst entgangen waren. Gemeinsame Forschung erweist sich somit als besonders produktiv, zeigt sie doch, dass »das Interesse Mehrerer auf Einen Punkt gerichtet etwas Vorzügliches hervorzubringen im Stande«[9] ist. Vor allem aber relativiert sich in der Zusammenarbeit die Bedeutung des einzelnen Wissenschaftlers, dessen Erkenntnisse ja von seinen Gesprächspartnern und Fachkollegen mitgeformt worden sind – was Goethe gerne und frei heraus bekennt: »Ich habe mich bisher bei der Methode mit Mehreren zu arbeiten zu wohl befunden, als daß ich nicht solche fortsetzen sollte. Ich weiß genau wem ich dieses und jenes auf meinem Weg schuldig geworden und es soll mir eine Freude sein, es künftig öffentlich bekannt zu machen.«[10] Von der zweckdienlichen und zu befürwortenden Beeinflussung des Einzelnen durch seine Zeitgenossen leitet Goethe zu dem Gedanken über, dass die Emergenz von Wissen ohnehin nicht an einzelne Subjekte gebunden ist. Vielmehr ist es, modern gesprochen, der wissenschaftliche Diskurs selbst, der Wissen formiert und hervorbringt – und zwar dann, wenn es an der Zeit ist:

»Schon ist eine Wissenschaft an und für sich selbst eine so große Masse, daß sie viele Menschen trägt, wenn sie gleich kein Mensch tragen kann. Es lässt sich bemerken, daß die Kenntnisse, gleichsam wie ein eingeschlossenes aber lebendiges Wasser, sich nach und nach zu einem gewissen Niveau erheben, daß die schönsten Entdeckungen nicht sowohl durch Menschen als durch die Zeit gemacht worden, wie denn eben sehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder gar mehreren geübten Denkern gemacht worden.«[11]

Dass die mit dem schönen physikalischen Bild vom Wissensstand als Wasserstand verbundene Vorstellung allerdings nicht der allgemeinen Einschätzung seiner

8 Ebd., S. 692.
9 Ebd., S. 686.
10 Ebd.
11 Ebd., S. 687.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Zeitgenossen entspricht, wird deutlich durch den Charakter der Gegenrede, der nicht nur die zitierte Passage, sondern den gesamten Aufsatz zum *Versuch als Vermittler* grundiert. Goethe weiß, dass seine Vorstellungen konträr zu den gängigen Praktiken im Wissenschaftsbetrieb stehen und dass die Festlegung, wer wann welche Entdeckung gemacht hat, gleichwohl zu den wichtigsten Koordinaten der wissenschaftlichen Gemeinschaft gehört. Und so sieht er sich in den folgenden Jahren immer wieder aufgefordert, auf die heikle Frage der »Ehre einer Entdeckung« (686) zurückzukommen.[12] Priorität, Usurpation, Plagiat, »und wie der Greuel alle heißt«, sind ihm die bedeutsamen »Knoten«, die aufgelöst werden müssten, um »Wahrhaftigkeit in die Wissenschaften [zu] bringen«.[13]

2. Priorität und Plagiat

Die Summe dieser Auseinandersetzungen stellt der 1820 veröffentlichte Text *Meteore des literarischen Himmels* dar, in dem Goethe darlegt, welche Bedeutung die in der Gelehrtenwelt eingeführten Begriffe »Priorität. Antizipation. Präokkupation. Plagiat. Posseß. Usurpation« für ihn haben und in welchem Sinne er »sie künftig brauchen werde«. Ihre Klärung erscheint unumgänglich, um sowohl die »Literargeschichte« als auch die »Geschichte der Wissenschaften«[14] verstehen zu können. Doch anders als im Aufsatz zum »Versuch als Vermittler« und anders auch als in den bekannten Aphorismen, in denen Goethe als Dichter selbstbewusst bekennt, stets von andern Dichtern vor ihm ›geerntet‹ zu haben,[15] beschreibt er hier vor allem das Konfliktpotential der gleichursprünglichen Erkenntnis, die Problematik der intellektuellen Abhängigkeit von anderen und die Ambivalenz der Nachträglichkeit.

Im zentralen Abschnitt zur »Antizipation« imaginiert Goethe einen jungen Mann – den Prototypen des wissenschaftlichen Entdeckers. Er beschreibt dessen

12 Ebd., S. 686.

13 Brief an Christian Nees von Esenbeck vom 17.2.1819, in: Goethe: WA, Abt. 4: Goethes Briefe, Bd. 31, S. 78.

14 Johann Wolfgang Goethe: Meteore des literarischen Himmels (1820), in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, MA Bd. 12, S. 445–450, hier: S. 445. Der Begriff des ›Literarischen‹ im Titel bezieht sich nicht auf genuin dichterische Werke, sondern rekurriert auf den älteren Begriff der Literatur, der sämtliche Schriften einer Kultur einbezieht.

15 Vgl. stellvertretend dazu die vielzitierte Äußerung: »Was da ist, das ist mein! […] und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, dass ich es recht gebrauchte!« (Johann Wolfgang Goethe: Johann Peter Eckermann. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, hrsg. v. Heinz Schlaffer, in: MA 19, München 1986, Eintrag zum 18.01.1825).

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Anspruch, der erste und einzige Urheber seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse zu sein sowie die Kränkung, die sich einstellt, wenn er erkennen muss, dass seine eigenen Entdeckungen bereits von den vorhergehenden Generationen gemacht worden sind. Diese Form des Verdrusses wird in Ermangelung eines treffenden deutschen Wortes mit dem englischen »Mortification« (Kränkung, Demütigung) bezeichnet, denn »es ist eine wahre Ertötung des alten Adams wenn wir unser besonderes Verdienst aufgeben, uns zwar in der ganzen Menschheit selbst hochschätzen, unsere Eigentümlichkeit jedoch als Opfer hinliefern sollen. Man sieht sich unwillig doppelt, man findet sich mit der Menschheit und also mit sich selbst in Rivalität«.[16] Die Konstruktion der doppelten Konkurrenz ist nur auf den ersten Blick merkwürdig. Tatsächlich stellt sie nur die Kehrseite der Goethe'schen Auffassung dar, dass der Einzelne Teil der gesamten Menschheit ist und somit jede individuelle Erkenntnis zur Erkenntnis aller wird. Heißt dies doch im Gegenzug auch, dass sich der Einzelne nicht nur im Wettstreit mit anderen, sondern auch mit sich selbst befindet – so dass er den Anspruch auf »Eigentümlichkeit«[17] nicht nur an die abgeben muss, die vor ihm zu identischen Einsichten gelangt sind, sondern auch an sich selbst als Exemplar der Gattung.[18]

Das Beispiel, in dem ein Forscher zu Erkenntnissen gelangt, die schon ein *Vorgänger* formuliert hat, erweist sich noch als vergleichsweise harmlos. Schließlich kann der Einzelne darin wenigstens das Fortwirken eines Einflusses sehen und sich somit in eine Traditionslinie stellen. Wenn jedoch zwei *Zeitgenossen* gleichzeitig und unabhängig voneinander zu ein und derselben Erkenntnis kommen, ist dies weitaus brisanter. Für den dabei entstehenden Konflikt zeigt Goethe denn auch – nun durchgehend die Wir-Form gebrauchend – größtes Verständnis:

»Geschieht es aber daß eine solche Entdeckung, über die wir uns im Stillen freuen, durch Mitlebende, die nichts von uns so wie wir nichts von ihnen wissen, aber auf denselben bedeutenden Gedanken geraten, früher in die Welt gefördert wird; so entsteht Mißbehagen, das viel verdrießlicher ist als im vorhergehenden Falle. Denn wenn wir der Vorwelt auch noch zur Not einige Ehre gönnen, weil wir uns späterer Vorzüge zu rühmen haben, so mögen wir den Zeitgenossen nicht gern erlauben, sich einer gleichen genialen Vergünstigung anzumaßen.«[19]

16 Goethe: Meteore (wie Anm. 14), S. 446.

17 Ebd.

18 Das intrikate Verhältnis, in dem der Einzelne zur gesamten Menschheit steht, spiegelt sich auch sprachlich wider. Goethe springt auf engstem Raum von »sich«, über »der junge Mann« und »Adam« zu »man« und »wir« (Ebd.).

19 Ebd.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Das Problem der gleichursprünglichen Erkenntnis besteht darin, dass nach den Regeln der *scientific community* für parallel gemachte Entdeckungen kein Eintrag im Symbolischen vorgesehen ist. Das hat damit zu tun, dass nicht die geniale Schöpfung eines neuen Gegenstandes, sondern die möglichst frühe Enthüllung eines bereits gegebenen natürlichen Sachverhaltes ausschlaggebend ist. Nicht die Originalität des Gelehrten selbst, sondern die originär gemachte Erkenntnis zählt. Statt der Urheberschaft, die besonders in den Künsten stark gemacht wird, wird somit die *Priorität* zum Parameter für wissenschaftliche Autorschaft: Anerkennung, Ehre und Ruhm können nur dem zukommen, der als erster einen Sachverhalt beschreibt.[20]

Doch mit der Einführung der Kategorie der Priorität geht noch ein weiteres Problem einher. Denn nun steht auch die Möglichkeit im Raum, dass ein Zeitgenosse von den Ideen und Überlegungen eines Kollegen erfährt und sich – im Sinne eines geistigen Diebstahls – die Priorität an diesen neuen Ideen anmaßt. Die Voraussetzung für die potentielle Bemächtigung von Wissen liegt u. a. in der Prozesshaftigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis selbst. Ist es doch von der ersten Idee über Gedanken zur Versuchsanordnung bis hin zum Durchführen des Versuchs, der Formulierung des Ergebnisses und dessen Publikation oftmals ein langer Weg.[21] Als Wissenschaftshistoriker erinnert Goethe daher an jene Praktiken, die im Laufe der Geschichte entwickelt wurden, um den Anspruch eines Forschers auf die Priorität seines Gedankens zu garantieren und die potenzielle unrechtmäßige Anmaßung, die Okkupation, durch andere abzuwehren.

Er erwähnt dabei das Verfahren der Buchstabenrätsel, der »Logogryphen«, mit deren Hilfe seit der Renaissance derjenige, der »einen glücklichen folgereichen Gedanken hatte und ihn nicht gleich offenbaren wollte«,[22] diesen *in* der Veröffentlichung selbst verbergen konnte. Gemeint bei dieser ›verdeckten Publikation‹ sind Fälle wie der Galileo Galileis, der 1610 von einem Vermittler zwei anagrammatisch verschlüsselte Berichte an Kaiser Rudolf und an Kepler überbringen ließ, in denen er die bahnbrechenden Entdeckungen des Rings um den Saturn und der Phasen der Venus kundtat und damit die Richtigkeit der kopernikanischen Theo-

20 Goethe hat mit seiner Einschätzung – dass die Priorität den Angelpunkt wissenschaftlicher Autorschaft bildet und dass die sog. Okkupation und mehr noch das Plagiat Reaktionen auf das strikte Prioritätsgebot darstellen – wesentliche Thesen der modernen Wissenschaftssoziologie vorweggenommen. Vgl. Robert K. Merton: Die Priorität bei wissenschaftlichen Entdeckungen (1957), in: Peter Weingart (Hg.): Wissenschaftssoziologie 1. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß, Frankfurt/M. 1972, S. 121–164.

21 Vgl. Goethe: Meteore (wie Anm. 14), S. 447.

22 Ebd., S. 447 f.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

rie bewies.[23] Neben den versiegelten Briefen, den »Plis cachetés«, die in wissenschaftlichen Akademien hinterlegt werden und die eine ähnliche Funktion der ›verborgenen Veröffentlichung‹ haben, spricht Goethe schließlich auch juristische Möglichkeiten an, das geistige Eigentum zu sichern, wie die in England entstandenen Patente, »wodurch auf eine gewisse Zeit die Nachbildung irgend eines Erfundenen verboten wird«.[24]

Vor dem Hintergrund der erwähnten Prioritätsstreitigkeiten und vor dem Hintergrund der vielfältigen Verfahren, »folgenreiche Gedanken« vor Missbrauch zu schützen, ist es bemerkenswert, dass Goethe das Wort ›Plagiat‹ selbst nur an einer einzigen Stelle erwähnt. Dies hat damit zu tun, dass für ihn unter den Begriff lediglich wörtliche Abschriften von bereits ausformulierten wissenschaftlichen Abhandlungen fallen:

»*Plagiat*
Nennt man nur die gröbste Art von Okkupation, wozu Kühnheit und Unverschämtheit gehört und auch wohl deshalb eine Zeitlang glücken kann. Wer geschriebene, gedruckte und nicht allzubekannte Werke benutzt und für sein Eigentum ausgibt wird ein Plagiarier genannt. Armseligen Menschen verzeihen wir solche Kniffe, werden sie aber, wie es wohl geschieht, von talentvollen Personen ausgeübt, so erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Missbehagen, weil durch schlechte Mittel Ehre gesucht worden, Ansehn durch niedriges Beginnen.«[25]

Für Goethe stellt also das Plagiat im engeren Sinne nur den moralisch inferioren Extremwert einer grundsätzlichen »Okkupation« dar, die subtiler funktioniert und auch weiter verbreitet ist. Interessanter als das relativ leicht nachweisbare und für ihn ohnehin völlig indiskutable wörtliche Plagiat ist daher das weite Feld, in dem Ideen und Thesen zirkulieren, die von Anderen aufgegriffen und publiziert werden. Nur hier stellt sich überhaupt die Frage, wann die Übernahme der Gedanken eines Anderen ein »niedriges Beginnen« darstellt und wann sie unerlässlich ist.

23 Dass Goethe auf diesen Fall anspielt, wird allerdings erst im zweiten Teil des »Meteore«-Textes, dem weggelassenen Part »Erfinden und Entdecken«, deutlich. Vgl. dazu weiter unten in diesem Artikel.

24 Ebd., S. 448.

25 Ebd.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

3. Schreibweise und Bildlichkeit

Die Argumentation und die Bildlichkeit des *Meteore*-Textes sind bemerkenswert. So erläutert Goethe, wie gezeigt worden ist, zunächst anthropologisch und wissenssoziologisch die immense Bedeutung, die die Priorität für das Forschersubjekt in der Gelehrtenwelt hat. Dabei zeigt er psychologisches Verständnis für die verschiedenen Formen der Kränkung und Gefahren für den Einzelnen, die mit dem Streitig-Machen der Priorität durch Dritte einhergehen. Schließlich beschreibt er aus wissenschaftshistorischer Perspektive, wie sich Erfinder und Entdecker vor der Okkupation durch andere geschützt haben. Dann aber wechselt Goethe in das Feld der Wissenschaftstheorie und legt unmissverständlich dar, dass die Kategorie der Priorität, die aus der zeitlichen Vorrangigkeit einer Erkenntnis das Hauptmerkmal für wissenschaftliche Autorschaft ableitet, eigentlich auf einer Fehleinschätzung der Genese von Wissen beruht. Denn wie schon im Aufsatz zum *Versuch als Vermittler* wendet sich Goethe auch im *Meteore*-Text nachdrücklich gegen einen »falschen Begriff von Originalität«[26] in den Wissenschaften. Und so kommt er auch auf die Überlegung zurück, dass bestimmte Erkenntnisse, die in einem gewissen Moment der Kulturgeschichte auftauchen, nicht auf den Leistungen Einzelner beruhen, sondern vielmehr wissenschaftshistorisch ›an der Reihe‹ sind:

»Und doch ziehen manchmal gewisse Gesinnungen und Gedanken schon in der Luft umher, so daß mehrere sie erfassen können. Immanet aer sicut anima communis quae omnibus praesto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aëre persentiscunt quod cogitat alter homo. Oder, um weniger mystisch zu reden, gewisse Vorstellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verschiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume.«[27]

Da der einzelne Wissenschaftler, wie Goethes Überlegungen suggerieren, bestimmte Gedanken eher passiv aufgreift, dann wenn sie an der Zeit sind, wird die Kategorie der Priorität hinfällig. Agiert doch der Wissenschaftler damit als eine Art Medium, das die »Gesinnungen und Gedanken« abfängt und übersetzt. Damit aber erscheinen die zuvor beschriebenen Prioritätsprobleme, von denen die neuere Wissenschaftsgeschichte geprägt ist, als Missverständnisse – als Missverständnisse über das Erscheinen bzw. die Ankunft von Wissen.

---

26 Ebd.

27 Ebd., S. 447. »Es existiert, einem gemeinschaftlichen Geist gleichsam, eine Luft, die allen gegenwärtig ist und wodurch alle kommunizieren. Viele scharfsinnige und lebendige Geister nehmen deshalb unmittelbar aus der Luft wahr, was ein andrer Mensch denkt.« Übersetzung nach dem Herausgeberkommentar (Goethe: MA 12, S. 1058).

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Vor dem Hintergrund der immensen Tragweite der Frage, wie denn tatsächlich neues Wissen entsteht, erstaunt es nicht, dass Goethe genau an dieser Stelle im Text mehrfach die sprachlichen Register wechselt. Zunächst geht er von der eher spröden wissenschaftstheoretischen zu einer metaphorischen Schreibweise über: zu dem Bild von den Ideen, die in der Luft liegen. Dann folgt, gleichsam in einer Geste der Autorisierung des Gesagten, das erste und einzige Zitat des Aufsatzes, ein leicht abgewandelter Satz aus Thomas Campanellas *De sensu rerum* (1620), dessen Einsatz zugleich den Wechsel vom Deutschen zum Lateinischen und damit zur Sprache der Wissenschaften bedeutet. Schließlich wird ein weiteres Bild vorgeschlagen, das die ersten beiden Erklärungsversuche in eine »weniger mystisch[e]« Sprache übersetzen soll. Das Bild vom Obst, das an verschiedenen Orten gleichzeitig reift, löst erneut die wissenschaftliche Entdeckung vom Individuum ab, diesmal indem die Genese von Erkenntnissen naturalisiert wird. Die Aufgabe, die Emergenz von neuem Wissen und die Gleichzeitigkeit von Erkenntnissen zu erklären, erweist sich offenbar als so anspruchsvoll, dass es erforderlich wird, in der Bildlichkeit zu variieren. Die mit der Fragestellung verbundene epistemologische Leerstelle ist so erheblich, dass sie nur tastend gefüllt werden kann – mit provisorischen Metaphern und Vergleichen, die, weil sie noch nicht ganz das Richtige treffen, wieder abgelöst werden können.

Ein weiteres, noch etwas anders gezeichnetes Bild stellt die im Titel genannte, aber im Text nicht weiter angesprochene astronomische Metapher der »Meteore des literarischen Himmels« dar. Mit ihr deutet Goethe an, dass das Neue und Fremde in einer Kultur häufig plötzlich und scheinbar aus dem Nichts kommend auftaucht, so wie das wundersame Phänomen des Meteors blitzartig am Horizont aufscheint. Sind doch für ihn, wie er es auch an anderer Stelle formuliert, die großen Entdeckungen seit Mitte des 18. Jahrhunderts »Wundersterne«, die »einer nach dem anderen vor mir aufgehen«.[28] Geht man vom heutigen Wissensstand aus, nach dem Meteore Himmels- oder Lichterscheinungen sind, die entstehen, wenn Meteoriten – Kleinkörper aus Stein oder Metall von anderen Planeten- oder Sonnensystemen – in die Erdatmosphäre eindringen, könnte man glauben, dass das astrale Bild im Titel geradezu im Widerspruch zu dem im Text Gesagten steht. Denn dort betont Goethe ja gerade, dass das Neue in der Geschichte des Wissens und der Künste keineswegs auf die Kräfte eines ›außermenschlichen‹, sozusagen ›extraterrestrischen‹ Systems zurückzuführen ist, sondern ausschließlich im historisch und diskursiv markierten Kräftefeld entsteht, in dem der einzelne Erfinder seiner »Vor- und Nachwelt«[29] ausgesetzt ist. Zieht man jedoch Goethes Position in

28 Johann Wolfgang Goethe: Aphorismen. In: Zur Morphologie I, 4, in: Goethe: MA 12, S. 264 f.

29 Goethe: Meteore (wie Anm. 14), S. 446.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

der zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskussion um den Ursprung von Meteoriten in Betracht, löst sich der Widerspruch wieder auf. Denn bekanntlich hatte er sich in dem vielbeachteten Disput zwischen Peter Simon Pallas und Ernst Florens Friedrich Chladni auf die Seite Pallas' geschlagen, der behauptet hatte, dass Meteoriten und Feuerkugeln keinesfalls ihren Ursprung im Weltraum hätten, sondern ein natürliches Produkt der Erde seien.[30] Insofern entspricht das Bild von den Meteoren am literarischen Himmel durchaus Goethes Vorstellung, dass kulturelle Phänomene – so unvorhergesehen sie erscheinen und so schlecht nachvollziehbar ihre Herkunft ist – sich eben doch nach irdischem, also menschlichem Maß bemessen und damit erklären lassen.

Nicht nur die Vielfalt der Bilder, die zum Einsatz kommen, verweist auf ein unsicheres Terrain. Auch das ursprüngliche Anliegen, die genannten Fragestellungen unter den Begriffen »Priorität. Antizipation. Präokkupation. Plagiat. Posseß. Usurpation«[31] lexikalisch abzuhandeln,[32] will nicht recht glücken. Zwar ordnet Goethe seinen Text nach diesen Begriffen, die die Zwischenüberschriften bilden. Doch für den Leser wird nicht ersichtlich, warum etwa das Beispiel des Kindes, das danach strebt, Neues zu entdecken, ausgerechnet unter dem Begriff »Priorität« abgehandelt wird; noch erschließt sich, warum unter dem Begriff »Posseß« – von dem man annehmen könnte, dass er sich mit der Frage des geistigen Eigentums befasst – die Bildung von Denkschulen in wissenschaftlichen Disziplinen, das »wissenschaftliche Gildewesen«,[33] welches originelle Erkenntnisse unterdrückt, thematisiert wird. Die lexikalische Ordnung wird irritiert, weil sich die vielfältigen, im Aufsatz angespielten Erklärungsansätze – das anthropologische Narrativ vom forschenden Kind, der wissenschaftssoziologische Diskurs und der wissenstheoretische Exkurs zum Wissen an sich – auf unterschiedlichen Ebenen bewegen und einer einheitlichen definitorisch-denotativen Klärung der Erkenntnis und damit des Plagiats im Wege stehen.

30 Vgl. Günter Hoppe: Goethes Ansichten über Meteorite und sein Verhältnis zu dem Physiker Chladni, in: Goethe Jahrbuch 95 (1978), S. 227–240; sowie die Kommentare der Herausgeber in: Goethe: MA 11.2: Divan-Jahre 1814–1819, hrsg. v. Johannes John u. a., München 1994, S. 1195 f.

31 Goethe: Meteore (wie Anm. 14), S. 445.

32 Auch die Punkte in der Aufzählung des Titels unterstreichen das Anliegen, die Begriffe genau voneinander abzugrenzen.

33 Ebd., S. 449.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

4. Erfinden und Entdecken

Wenn der Text *Meteore des literarischen Himmels* in gewisser Weise uneinheitlich bzw. unfertig erscheint, hat dies auch damit zu tun, dass er ursprünglich noch einen zweiten Teil hatte, den Goethe jedoch bei der Veröffentlichung 1820 wegließ. Das Supplement *Erfinden und Entdecken*[34] sollte den eher theoretisch gehaltenen *Meteore*-Text um konkrete Fallbeispiele ergänzen und damit die »vielfachen und harten Kontestationen«[35] in Fragen der Priorität, Okkupation und Plagiat verständlicher machen. Im Zentrum des kurzen Textes steht als markantes Beispiel aus der Wissenschaftsgeschichte die Auseinandersetzung zwischen dem berühmten schottischen Gynäkologen und Anatomie-Professor William Hunter (1718–1783) und dessen jüngerem Bruder John (1728–1793), einem Militärchirurgen und experimentellen Pathologen:

»John Hunter Spätling – Sohn eines Landgeistlichen, ohne Unterricht bis ins sechzehnte Jahr heraufgewachsen, wie er sich ans Wissen begibt, gewinnt schnell das Vorgefühl von vielen Dingen, er entdeckt dieses und jenes durch geniale Übersicht und Folgerung; wie er sich aber darauf gegen andere etwas zu gute tut, muß er zu seiner Verzweiflung erfahren, daß das alles schon entdeckt sei.

Endlich da er als Prosektor seines viel älteren Bruders, Professor der Anatomie, wirklich im menschlichen Körperbau etwas Neues entdeckt, der Bruder aber in seinen Vorlesungen und Programmen davon Gebrauch macht ohne seiner zu gedenken, entsteht in ihm ein solcher Haß, es ergibt sich ein Zwiespalt zwischen beiden der zum öffentlichen Skandal wird, und nach großem ruhmvoll durcharbeiteten Leben auf dem Totenbette sich nicht ausgleichen läßt.«[36]

Goethe spielt in seiner kleinen Skizze zum einen darauf an, dass John Hunter der Leidtragende in einem Fall gleichzeitiger Entdeckung wurde. So musste dieser feststellen, dass mehrere der Beobachtungen, die er während zahlreicher Leichenöffnungen gemacht hatte, auch unabhängig von ihm, und zwar von dem nicht minder rührigen Dichter und Anatom Albrecht von Haller gemacht und publiziert worden waren.[37] Doch mehr noch interessiert sich Goethe für eine ganz bestimmte

34 Der Text »Erfinden und Entdecken« (1817) erschien erstmals 1833 in der Ausgabe der nachgelassenen Werke. Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Erfinden und Entdecken (1817), in: Goethes nachgelassene Werke, hrsg. v. Johann Peter Eckermann und Friedrich Wilhelm Riemer. 20. Bde. (Taschenausgabe) 1832–1842, Stuttgart/Tübingen 1833, S. 163–166, zit. nach: Goethe: MA 11.2, S. 525f.

35 Ebd., S. 525.

36 Ebd.

37 Vgl. Goethe: MA, 11.2, Kommentar der Herausgeber, S. 1197.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Entdeckung, die der praktisch außerordentlich talentierte John Hunter im Zuge seiner Sektionen gemacht hat. Hunter konnte zeigen, dass bei schwangeren Frauen zwischen der Gebärmutter und der Plazenta eine Verbindung existiert und somit nachweisen, dass – was zuvor in der Medizin umstritten war – der Organismus der Mutter mit dem des ungeborenen Kindes tatsächlich verbunden ist. Sein Bruder William griff diese bahnbrechende Entdeckung auf, systematisierte und veröffentlichte sie in seinem Hauptwerk *The Anatomy of the Human Gravid Uterus* (1774) unter seinem Namen, woraufhin John in einem Aufsatz für die *Royal Society* 1780 die Entdeckung für sich beanspruchte, gegen die sich William wehrte und so fort.[38]

Goethe hatte sowohl das Werk William Hunters als auch die Biographie über John Hunter von Joseph Adams, *Memoirs of the life and doctrines of the late John Hunter* (London 1817), gelesen. Darauf, dass er größten Anteil an der brüderlichen Prioritäts- und Plagiatsauseinandersetzung nahm, verweisen nicht nur die kurzen Erwähnungen des Falls in *Erfinden und Entdecken*, sondern auch die dazugehörigen Exzerpte und Kommentare zu Adams Biographie, die, der Narration der Biographie folgend, die Affäre in erster Linie aus der Perspektive John Hunters schildern:

»William erkennt die Verdienste seines Bruders im Allgemeinen an, Konstituiert sich aber als Aaron des Moses, und schmückt sich im Einzelnen mit den Verdiensten desselben. Dies mag John im Stillen verdrießen, aber es kommt nicht zur Sprache. Entdeckung die John an der Placenda macht, und dem Bruder kommuniziert. Dieser verfasst ein umständliches Werk darüber. […] Nach Verlauf von 30 Jahren gibt William sein Werk über die Placenda heraus. […] John schweigt, kann es aber weder verzeihen noch vergessen daß ihm seine Entdeckungen geraubt werden. […] Aber des Menschen Herz will auch den kleinsten Teil des geistigen Erwerbs nicht missen. Schwere Krankheiten machen ihn mißbehäglich. Genug er kann es nicht lassen und gibt einen Brief an die Londoner Societät […], worin er jene Entdeckung sich vindiziert. […]. William gibt eine Gegenerklärung und von nun an sind die Brüder unwiederbringlich entzweit. William lebte noch drei Jahre ohne daß sie sich sehen, John drängt an sein Todesbett. Wahre Versöhnung scheint nicht zu erfolgen. William stirbt und seines Bruders ist im Testamente nicht erwähnt.«[39]

Die stichwortartigen, im Präsens gehaltenen Notizen zeigen deutlich, dass Goethe besonders mit John Hunter sympathisierte. Der Grund dafür liegt jedoch nicht

38 John Hunter wurde nach seinem Tod das Opfer eines noch weit gravierenderen Plagiats, als sein Schwager und Nachlassverwalter, der Chirurg Everard Home, 116 Aufsätze Hunters in den »Philosophical Transactions« unter seinem Namen veröffentlichte. Vgl. Merton: Die Priorität (wie Anm. 20), S. 143.

39 Goethe: MA 11.2, S. 1199.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

nur in dem Ideenplagiat, dessen Opfer der jüngere Bruder offenkundig wurde. Darüber hinaus stellt John Hunter für Goethe den Idealtypus eines im besten Sinne naiven Forschers dar, der nicht durch Gelehrtenwissen voreingenommen und verbildet ist. John, so heißt es, »achtet eigentlich die menschliche Anatomie und Physiologie nicht« (gemeint sind hier die etablierten Lehrmeinungen); ihm wird vielmehr ein unverstellter »Blick in die Natur« zugeschrieben; ja, er arbeitet »immer an der Natur«[40]; kurz und gut: er ist ein »Originalgeist«[41]. William Hunter hingegen wird als Prototyp des etablierten Wissenschaftlers beschrieben, als eher theoretischer Geist, der aber die Rituale des Wissenschaftsbetriebs und die Regeln des medizinischen Diskurses beherrscht.[42] Im Text *Erfinden und Entdecken* bringt Goethe die zwei unterschiedlichen ›brüderlich verschwisterten‹ Wissenschaftlertypen schließlich auf den Begriff: Dort stellt er den »Entdecker«, den Forscher, der die Natur durch praktischen Umgang mit dem Untersuchungsgegenstand und durch genaue Beobachtung der Naturphänomene ergründet, dem »Erfinder« gegenüber, der die von anderen gefundenen Fakten in einen größeren Zusammenhang stellt und systematisiert. Zwar zeigt das Beispiel John Hunters – wie auch die Geschichte des namenlosen Gärtners, der das Verhalten von Wasser in einer Saugpumpe beobachtete und damit die Entdeckung des Barometers durch den Physiker Evangelista Torricelli im Jahr 1644 ermöglichte –, dass die ›unverbildeten‹, oftmals ungebildeten Entdecker fast immer das Nachsehen haben. Tatsächlich aber gehören, so Goethe, beide Wissenschaftlertypen und Wissenschaftskulturen zusammen: »Ferner ist Entdecken, Erfinden, Mitteilen, Benutzen so verwandt daß mehrere bei einer solchen Handlung als Eine Person können angesehen werden.«[43] Das Problem ist nur, dass die wissenschaftlichen Institutionen zu Goethes Zeit derartige Kooperationen symbolisch nicht repräsentieren können und den Status der Autorfunktion eben tatsächlich nur an »Eine Person« knüpfen.[44]

40 Ebd., S. 1198.

41 Ebd., S. 1199.

42 Auch Goethes Vergleich William Hunters mit dem biblischen Aaron, der als Sprecher Moses' fungierte und dem jüdischen Volk das von Moses empfangene Gesetzeswerk vermitteln sollte, geht in diese Richtung.

43 Goethe: Erfinden und Entdecken (wie Anm. 34), S. 525.

44 Goethe konnte John Hunter allerdings nur um den Preis zum ›naiven‹ Entdecker stilisieren, dass er dessen sonstiges wissenschaftliches Leben ignorierte. Hunter, der Mitglied in der »Royal Society« war, hatte nicht nur eine immense Bedeutung für die Begründung der experimentellen Anatomie und der klinische Chirurgie; auch sein umfangreiches Werk – das von Publikationen zur Bedeutung von Infektionen (»Treatise on the Blood, Inflammation, and Gun-Shotwounds«, 1794) bis zur Entstehung von Thrombosen (»A Treatise on the Veneral Disease«, 1786) reichte – galt als bedeutend und einflussreich. Vgl. Lexikon der Naturwissenschaftler. Red.: Rolf Sauermost, Heidelberg 2000, S. 227.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Dass der Text *Erfinden und Entdecken* mit seinen Beispielgeschichten letztlich von dem Aufsatz *Meteore des literarischen Himmels* abgetrennt worden ist, ist damit erklärbar, dass Goethe in seinen Ausführungen möglichst systematisch und objektiv bleiben wollte. Der empathisch rezipierte Fall der beiden Hunter-Brüder mag ihn an eigene Erfahrungen im Wissenschaftsbetrieb erinnert haben. Wie schwer es ist, sich als nicht etablierter Naturforscher in naturwissenschaftlichen Diskursen einen Namen zu machen, ist ihm im Zusammenhang mit den Studien zur Farbenlehre deutlich geworden. Und was es bedeutet, für eine Forschungsarbeit nicht anerkannt zu werden, hatte er erfahren, als der Naturforscher und -philosoph Lorenz Oken die Erkenntnisse Goethes zum Schädelwirbel in seine Jenaer Antrittsvorlesung *Zur Bedeutung des Schädelknochens* (1807) zwar integrierte, Goethe aber nicht namentlich erwähnte.[45] Aufgrund des eingangs erwähnten Abstinenzgebots in den Wissenschaften aber hat sich Goethe offenbar selbst dazu angehalten, in seinen wissenschaftssoziologischen bzw. wissenschaftstheoretischen Schriften die eigenen Erfahrungen von der allgemeinen Aussage getrennt zu halten.

5. Goethes Versuche – Fazit

In den Aufsätzen zum *Versuch* und zu den *Meteoren* ist Goethe der Emergenz des Wissens auf der Spur. Dabei kommt er zu Überlegungen, die die Kollektivität in der Forschung betonen und die Bedeutung des einzelnen Subjekts im Wissensprozess relativieren. Als Diskurstheorie *avant la lettre* erweist sich dabei die Vorstellung, dass Entdeckungen durch Menschen und »durch die Zeit« gleichermaßen gemacht werden, dass also ein epistemisches ›Tableau‹ gegeben sein muss, auf dem die forschenden Subjekte agieren und das wiederum ihre Erkenntnisse begründet. Zugleich rekurrieren Goethes Texte auf eine akademische Öffentlichkeit, die von gänzlich anderen Voraussetzungen ausgeht und die allergrößten Wert auf die Festlegung der Autorschaft von Entdeckungen oder Erfindungen legt. Goethes Bestandsaufnahme der Gelehrtenrepublik um 1800 macht deutlich, dass in den Naturwissenschaften Autorschaft nicht – wie etwa in der Literatur und den anderen Künsten – an den Akt einer Schöpfung geknüpft wird, sondern an die möglichst primäre Entdeckung und Formulierung einer neuen Erkenntnis.

Die maßgebliche Kategorie der Priorität führt jedoch, wie Goethe zeigt, zu spezifischen wissenschaftsinternen Konflikten: Neben der sich immer wieder ergebenden – und gleichsam tragischen – Konstellation der gleichzeitigen Entdeckung und dem darauf folgenden Streit um die Priorität gibt es auch fragwürdige Strategien, wie die Fälle, in denen Wissenschaftler die Erkenntnisse anderer

45 Vgl. Goethe: MA 12, Kommentar der Herausgeber, S. 1058.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

einfach ignorieren oder aber gar die Priorität an fremden Gedanken unrechtmäßig behaupten. Das zuletzt genannte Beispiel, das als unrechtmäßige Okkupation bezeichnet wird, entspricht dem, was man heute ein Ideenplagiat nennen würde. Mit dem Begriff des Plagiats selbst bezeichnet Goethe ausschließlich das weniger häufige ›wörtliche‹ Plagiat: den geistigen Diebstahl, der in der Anmaßung der Autorschaft am Wortlaut einer wissenschaftlichen Publikation besteht. Aus plagiatstheoretischer Sicht ist aufschlussreich, dass Goethe das wörtliche Plagiat als wissenschaftsethisch indiskutabel weithin vernachlässigt, wohingegen er das Ideenplagiat, wenn auch unter anderem Label, ausführlich beleuchtet. Dieses wird – und das macht Goethes Beitrag so bedeutsam – als *Kehrseite* eines überhöhten Prioritätsgebotes erkannt. Anders gesagt: Das wissenschaftliche Plagiat wird auch als Reaktion, als Versuch des Einzelnen beschrieben, dem von der Gelehrtenwelt erhobenen übermächtigen Gebot der Priorität zu genügen.

Wendet man sich der Schreibweise des Textes *Meteore des literarischen Himmels* zu, so fällt auf, dass er in seiner Bildlichkeit und in Bezug auf die eingeführten Diskurse changiert. Goethe will die Emergenz von Wissen erfassen, kann jedoch nicht auf die eingeführten Bilder aus dem Bereich des Literarischen und Künstlerischen zurückgreifen, die die geistige Produktivität vornehmlich mit der menschlichen Zeugung oder der göttlichen Schöpfung gleichsetzen. Auf der Suche nach adäquateren Bildern für die Entstehung von naturwissenschaftlichem Wissen springt sein Text – seinerseits den Bilderschatz der Wissenschaften nutzend – zwischen atmosphärischen, botanischen und astronomischen Metaphern hin und her. Die gravierende semantische und wissenstheoretische Vakanz führt auch dazu, dass Goethe das ursprünglich angekündigte Unternehmen, die Begriffe von Priorität, Okkupation und Plagiat definitorisch exakt voneinander abzugrenzen, aufgeben muss. Die Diskurse, die er probehalber ins Spiel bringt, um die Frage nach der Entstehung von Wissen und der Beteiligung der Subjekte zu klären, sind so unterschiedlich gelagert, dass sie einander ins Gehege kommen und die lexigraphische Anlage letztlich unterminieren. Goethes wissenstheoretische Schrift lässt sich somit selbst als produktiv fehlgeschlagener Versuch lesen, den Ort der Subjekte im Prozess der Wissensgenerierung zu systematisieren. Seine Klugheit besteht darin, die Fragen von Okkupation und Plagiat nicht zu individualisieren und skandalisieren, sondern vor dem Hintergrund einer spezifischen Wissenskultur zu erklären.

Ursprünglich war Goethe beim Verfassen des *Meteore*-Textes von einer ganz bestimmten Fallgeschichte, dem Prioritätsstreit der beiden Mediziner und Brüder William und John Hunter, ausgegangen, die ihn besonders faszinierte, weil sie das Nachsehen und das Leiden des Plagiierten innerhalb einer auf Priorität festgelegten Gelehrtenwelt konkretisiert. Dass Goethe sich letztlich entschieden hat, die Fallgeschichte für die Publikation vom Aufsatz abzutrennen, hat mit der großen

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1

Nähe seiner eigenen Erfahrungen zu dem Fall John Hunters zu tun. Als wissenschaftlicher schreibender Theoretiker sah er sich aufgefordert – wie er schon im Aufsatz zum *Versuch als Vermittler zwischen Subjekt und Objekt* postuliert hatte –, das Untersuchungsmaterial von den persönlichen Erfahrungen, Idiosynkrasien und Neigungen, dem »Gefallen und Mißfallen«, getrennt zu halten. Sollte doch der genaue Beobachter seine Gegenstände »alle ansehen und übersehen, und den Maßstab zu dieser Erkenntnis, die Data der Beurteilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen die er beobachtet«[46].

46 Goethe: Versuch (wie Anm. 3), S. 684.

Open Access (CC BY-NC-SA 3.0.) | Felix Meiner Verlag, 2013 | DOI: 10.28937/ZMK-4-1